

Indiens Angst vor der Einsamkeit

Auf dem Subkontinent schätzt und sucht man gegenseitige Nähe. Das wird in der Pandemie zum Problem. Von Martin Kämpchen

Kürzlich rief ich meinen Mitarbeiter Rajen in Santiniketan an, um zu fragen, wie es ihm im «total lockdown» ergehe, der einige Tage vorher im Gliedstaat Westbengalen verhängt worden war. Nichts sei offen, klagte er. Geschäfte zu, Restaurants zu, keine Züge fahren, keine Busse. Die Strassenläden verkauften nur stundenweise Gemüse und Obst. «Auch die Tea Shops zu», fragte ich, «in denen du dich täglich mit deinen Kumpels triffst?» – «Ja ... auch», antwortete Rajen zögernd. «Aber wir sitzen gerade in einem. Wir kommen durch die Hintertür rein.»

Ich staunte. In einer Zeit, in der Indien die höchsten Fallzahlen der Welt registriert, erst waren es noch 350 000 pro Tag, in der die Krankenhäuser mit Corona-Kranken überschwemmt werden, in der Menschen auf den Bürgersteigen sterben, weil sie keinen Sauerstoff bekamen, brachte es der Mann mittleren Alters mit Universitätsabschluss nicht über sich, bei Frau und Sohn in seinem Haus zu bleiben. Er versicherte mir, sie würden doppelte Masken tragen und überhaupt «ganz vorsichtig» sein. Vorsichtig? Ich wusste, dass die Teestuben viel zu eng sind, als dass man den Sicherheitsabstand wahren könnte. Die Situation schien mir ein Symbol für das gegenwärtige Dilemma zu sein. Das tiefe Bedürfnis der Menschen, mit der Aussenwelt zu kommunizieren, sich als Gruppe zu empfinden, scheint alle Vorsicht, alle Angst vor Ansteckung in den Wind zu schlagen. Einsamkeit, sich als Individuum zu erleben, ist oft von grösserer Angst besetzt und nicht lange auszuhalten.

Im Pandemie-freien Alltag ist dieser Drang zur Gruppenbildung in allen indischen Gesellschaftsschichten zu beobachten. Steigt jemand in einen Zug, sucht er sich instinktiv ein Abteil, in dem schon andere sitzen. Im mittleren Europa wäre man glücklich mit einem leeren Abteil, in dem man ungestört sitzt. Die Hemmschwelle, mit Unbekannten ins Gespräch zu kommen, ist niedrig. Kaum hat man Platz genommen, gibt ein Wort das andere. In Kreisen etwa von Handwerkerfamilien wird ein Gast sogar nachts niemals allein gelassen. Ein Mann schläft neben einem männlichen Gast, eine Frau neben einem weiblichen, denn das gehört zur Wertschätzung eines Gastes.

Das Schicksal der Tagelöhner

Der Nukleus der Gruppenbildung ist die Familie. Gerade in den ärmeren Schichten geht das Gemeinschaftsgefühl der Familien oft bis zur Selbstaufgabe ihrer einzelnen Mitglieder. Sie ordnen ihre – von europäischen Gesellschaften aus gesehen berechtigten – Ansprüche auf Entwicklung ihrer Talente, ihrer Fähigkeiten dem Allgemeinwohl der Familie unter. Als Mitglied der Familie verdient man sich Anerkennung durch Familientreue, weniger durch berufliche oder die gesamte Gesellschaft betreffende Leistung.

Diese Charakterisierung macht deutlich, wie schwer Indern Isolation fällt. Nicht nur beengte Verhältnisse führen zu einem dichten Zusammenleben. Einfach auch das Bedürfnis, ständig mit anderen in Berührung, in Blickkontakt zu sein und sie als Geräuschkulisse wahrzunehmen, spielt eine grosse Rolle. Abstandhalten ist auch da, wo es räumlich möglich ist, undurchführbar.

Inzwischen melden die indischen Zeitungen, dass die Pandemie die ländlichen Gebiete erreicht habe. Doch wie weit sie die Dörfer durchdrungen hat, wird nicht klar. Bisher, also seit einem Jahr, hat das Virus in den Grossstädten und schliesslich in den kleineren Städten gewütet. Die Fallzahlen sanken zunächst bis auf rund 10 000 Neuinfektionen pro Tag, was bei einer Bevölkerung von 1,3 Milliarden eine Quantité négligeable ist. Im Januar rief die Regierung schon den Sieg über die Pandemie aus. Bis dann eine neue Variante sowie riesige Ansammlungen von Menschen bei religiösen Festen und Wahlveranstaltungen neben der allgemeinen Unvorsichtigkeit die zweite Welle auslösten.

Dass es so lange gedauert hat, bis die Pandemie die Dörfer getroffen hat,



Auf dem Rückweg in ihre Heimatdörfer fanden diese Arbeiter im Mai vergangenen Jahres für einmal im Zug keine beengten Verhältnisse vor.

ATUL LOKE / THE NEW YORK TIMES / LAIF

weist auf die Isolierung der dörflichen von der städtischen Bevölkerung hin. Die Städte, mögen sie noch so laut und überfüllt sein, gelten den Bewohnern der Dörfer als Orte des wohlhabenden, fröhlichen Lebens, sie sind unerschwinglich und deshalb umso begehrter. Und die Städter schauen auf die vermeintlich tumbe Dorfbevölkerung voll Herablassung. Es besteht ein emotionaler Graben zwischen Stadt und Land. Das erkennt man zum Beispiel daran, wie kaltherzig die Landarbeiter, die ihren Reis in den Grossstädten verdienten, behandelt wurden, als die Nation Ende März letzten Jahres abgeriegelt wurde. Ohne Arbeit und Verdienst mussten sie selbst zusehen, wie sie in ihre Dörfer zurückfanden.

Zurzeit geht es gerade den Bauern in den Dörfern besser als den Menschen in den Städten. Während Zigmillionen von urbanen Tagelöhnern, Kleinhändlern, Angestellten die Verdienstquellen abgeschnitten sind, beackern die Bauern ihre Felder, ernten gerade den Sommerreis oder den Weizen und die Kartoffeln. Der Lockdown kümmert sie wenig, denn niemand würde sie an ihrer Arbeit auf den Feldern hindern; sie stellt keine Gefahr für die Ausbreitung der Pandemie dar. Allerdings: Obwohl Dorfbewohner meist über mehr Lebensraum verfügen als Menschen in den städtischen Armenvierteln, ist auch ihre Lebensweise so familiär-kommunikativ, dass eine Infektion im Dorf rasch zu einem Hotspot führen würde.

Täglich telefoniere ich mit jenen Dörfern, in denen ich seit 35 Jahren arbeite. Es sind Siedlungen des Santal-Stammes, in denen wir mit unterschiedlichsten Projekten eine ganzheitliche Entwicklung anstreben. In den Dörfern selbst ist kein Infektionsfall aufgetaucht. Zwar gab es Husten und Schnupfen, die aber um diese Jahreszeit üblich sind. Immer wieder mahnen wir die Bauern zur Vorsicht, wenn sie auf den Markt in der Kleinstadt gehen, denn nur dort besteht Ansteckungsgefahr. Maske tragen! Abstand bewahren! In ihren Dörfern bewegen sie sich dagegen ohne Angst und Hemmung wie immer.

Unser Fussballtrainer ist Covid-19-positiv. Er wohnt in einer bescheidenen Siedlung am Rand der Kleinstadt Santiniketan. Am Telefon klagt er über

Husten und dass auch sein Vater positiv sei. Überhaupt sei in fast jeder Familie ein Kranker. Einer sei sogar gestorben. Er habe Kopfschmerzen und sei schlapp. Er klingt erbärmlich. Aber er weiss, dass er in der Not Hilfe von unserer Dorforganisation bekommen wird.

Ein Jahr ohne Schule

Unser Gesundheitshelfer meldet, dass in zwei Dörfern Kinder erkrankt seien – nein, nicht an Covid-19, sondern an Husten und Erkältung, zweifellos durch Mangelernährung und geringe körperliche Resistenz hervorgerufen. Die Kinder sind die Opfer der Pandemie, von denen keiner spricht. Dazu gehören auch die Schulkinder. Seit einem Jahr verbietet die westbengalische Regierung den Schulunterricht! Viele Stadtkinder lernen virtuell, weil es die Infrastruktur möglich macht. Dorfkinder sind wieder einmal die Verlierer. Ein Jahr ohne Schule und kein Ende in Sicht! Werden diese Kinder, wenn der Unterricht beginnt, in die Schule zurückkehren?

Der Gärtner unseres dörflichen Schulgartens, der in einem Armenviertel der Kleinstadt wohnt, hat auch Fieber bekommen, klingt am Telefon heiser, erschöpft, panisch. «Lass dich testen!», dränge ich ihn. Am nächsten Tag steht er um 6 Uhr früh an der Teststelle beim örtlichen Krankenhaus Schlange. Jeden Morgen kommen 60 Personen dran, mehr Kapazität besteht nicht. Doch es stehen schätzungsweise 250 Menschen an, eng beieinander, man könnte ja seinen Platz verlieren. ... Alle husten und schnappen nach Luft wie Monotosh, der Gärtner.

Dem Zyniker fällt dabei nur ein: Wer noch kein Covid-19 hatte, der bekommt es hier im Gedränge der Schlange. Gegen zehn Uhr, als die Sommersonne zu brennen beginnt, gibt Monotosh auf. Rund 95 Prozent derjenigen, die sich testen liessen, seien positiv. Welchen Nutzen hat da ein Test? – Doch, widerspricht unser Gesundheitshelfer. Ein Test sei notwendig, denn sollte der Krankheitsverlauf schwer sein und Monotosh ein Krankenhausbett brauchen, werde er einen Test vorweisen müssen. Einstweilen ist Monotosh in Selbstisolation. Seine Frau hustet auch schon.

In den sozialen Netzwerken gehen die Selbstanpreisungen der Quacksalber und spirituellen Kurpfuscher um. Allgemein ist bekannt, dass die gegenwärtige indische Regierung instinktiv antiwissenschaftlich eingestellt ist. Darum bekommen diejenigen, die das Trinken von Kuhurin und das Einreiben von Kuhdung als magische Heilmittel propagieren, keine strengen Verweise von der Politik.

Es ist eine göttliche Prüfung

Krankheit und gerade dieses unsichtbare Virus als göttliche Prüfung oder Strafe anzusehen, liegt wohl der Mentalität einer Mehrheit nahe. Allen Ermahnungen und Regeln zum Trotz finden in dieser Zeit in den Hindu-Dörfern der Umgebung von Santiniketan gemeinschaftliche Litaneigesänge zur Besänftigung der Gottheiten statt. Wieder sitzen Menschen eng zusammen. Wieder verbreiten sie durch die Lieder die Aerosole. Aber die Gottheiten! Indien existiert in einer surrealen Blase.

Vor über einem Jahr musste ich das Land, das mich fast fünfzig Jahre beherbergt hat, Hals über Kopf verlassen. Damals verhängte die Regierung den ersten und härtesten Lockdown. Kein Rad drehte sich. In Panik drohte die Polizei auf jeden ein, der auch nur ins nächste Dorf radelte. Das war der erste surreale Moment dieser Pandemie. Nach einer Woche lud die deutsche Bundesregierung zu einem Evakuierungsflug ein. Aber wie zum Flugplatz kommen? Die Taxifahrer schlotterten vor Angst. Die Botschaft schickte uns Blätter, die auswiesen, dass wir zum Flugplatz unterwegs seien. Ein mir jahrelang bekannter Fahrer traute sich, mitten in der Nacht, als die Ordnungskräfte noch schliefen, Richtung Kolkata zu rasen. Wir kamen in Frankfurt an. Damals schrieb ich den Freunden: Im September kehre ich zurück. Damit war 2020 gemeint. Jetzt hoffe ich auf September 2021 und habe die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben.

Martin Kämpchen ist Schriftsteller, Übersetzer und Journalist, seit 1973 in Indien wohnhaft. Zurzeit schreibt er seine Autobiografie.

Gerade in den ärmeren Schichten geht das Gemeinschaftsgefühl der Familien oft bis zur Selbstaufgabe ihrer einzelnen Mitglieder.